

## Peter Schneider – *Lenz*

(1973, estratto)

Genere: racconto

Il racconto, esplicitamente ispirato all'omonimo testo di Büchner e al drammaturgo J.M.R. Lenz, si concentra sulle tappe di maturazione di un giovane intellettuale che partecipa alle proteste studentesche del Sessantotto a Berlino, proprio come Peter Schneider, allora impegnato nella sinistra extraparlamentare berlese. Vicende, riflessioni e utopie si alternano portando il protagonista prima a paragonare il suo insuccesso nella vita privata (la fine di una relazione con una ragazza proletaria) con il fallimento del movimento del Sessantotto, poi a accorgersi che il mancato accordo fra studenti e lavoratori è in realtà dovuto a una mancanza di esperienza politica di entrambe le parti.

Constatato, con amarezza, l'esito negativo dei suoi sforzi nell'impegno politico-sociale, Lenz decide di dare una svolta alla sua esistenza, fuggendo in Italia, dove si rende conto della necessità che l'impegno pubblico si basi sulla solidarietà vissuta quotidianamente e non su un mero programma teorico, e di quanta importanza la passione personale abbia nella partecipazione politica.

Il brano qui riportato, la parte conclusiva del racconto, mette in evidenza le incertezze che ancora caratterizzano le decisioni di Lenz riguardo alla sua partecipazione alle proteste, nonché le differenze di approccio alla rivolta fra l'ambiente del proletariato, qui incarnato da Roberto, e il gruppo studentesco. Il finale rimane aperto, anche se l'ultima battuta del protagonista, «Dableiben», sembra avallare l'ipotesi di una sua decisione di impegnarsi per il bene collettivo anche in futuro.

---

Lenz befreundete sich mit einem Arbeiter, den er an einem der ersten Tage kennengelernt hatte. Er wurde häufig von Roberto zum Essen eingeladen, er begleitete ihn auf seinen Gängen durch die Stadt, am Nachmittag oder am Samstag vormittag ging er mit zum Einkaufen, zu Besuchen, zu Versammlungen. Lenz fiel auf, daß sich Robertos Wohnung in allem von den Wohnungen unterschied, in denen Lenz verkehrte. Die Möbel waren nicht teurer, aber sie wurden peinlich sauber gehalten, jedes Möbelstück hatte einen festen Platz. Lenz fiel ein, daß der Stuhl, den er vor Wochen einmal neben einen Schrank gestellt hatte, um hinaufzulangen, noch immer neben dem Schrank stand. Weder ihm noch einem der Studenten, mit denen er zusammenwohnte, war in der Zwischenzeit eingefallen, den Stuhl an seinen alten Platz zurückzustellen. In Robertos Wohnung gab es keinen Wäscheberg im Badezimmer und keinen fünf Tage alten Abwasch in der Küche. Die Mahlzeiten wurden nicht improvisiert, und wenn Lenz Robertos Frau beim Einkauf begleitete, bemerkte er, daß Anna zwar meistens möglichst billig einkaufte, aber manchmal nahm sie einen besonders teuren Wein oder ein besonders gutes Stück Fleisch. Lenz fiel ein, daß seine Studentenfreunde zwar ebenfalls teure und billige Sachen einkauften, aber dieser Wechsel war ziemlich absichtslos, was sie essen wollten, fiel ihnen in dem Moment ein, wo sie die Ware sahen. Die Rechnung erstaunte sie

nicht, weil sie sowieso davon ausgingen, daß die Lebensmittelkonzerne die Waren zu überhöhten Preisen verkauften.

Eines Abends fragte ihn Anna, ob es ihm schmecke. Lenz antwortete mit den üblichen Redensarten, aber plötzlich fand er diese Achtlosigkeit verletzend. Sie bedeutete, daß Anna ihre Phantasie umsonst angestrengt hatte. Er überlegte, warum er nicht sagen konnte, ob ihm diese Art das Fleisch zuzubereiten, lieber war als eine andere, warum ihm das wie eine überflüssige Floskel vorgekommen wäre. Er hatte sich abgewöhnt, auf das Essen zu achten, weil die übertriebene Bedeutung, die das Essen im Bürgertum hatte, tatsächlich eine Achtlosigkeit gegenüber anderen, wichtigeren Dingen darstellte. Eine ähnliche Erfahrung machte Lenz mit seinem Verhältnis zu Büchern. Roberto zeigte ihm seine Lieblingsbücher, bei jedem fragte er, ob Lenz es kenne. Kannte er es nicht, so drängte er Lenz, es mitzunehmen, er müsse es unbedingt lesen. Lenz gestand, daß er längere Zeit kaum gelesen habe, jedenfalls keine Romane. Ob Lenz nicht genug Zeit dafür habe. Lenz erwiderte, er habe früher zuviel gelesen. Wie man denn zuviel lesen könne, fragte Roberto, das verstehe er nicht.

Häufig begleitete Lenz die beiden, wenn sie zu einem Freund oder zu einer Versammlung gingen. An jeder Straßenecke lief ihnen jemand über den Weg, den sie grüßten, sie kannten den Tabakhändler, den Kellner, die Frauen, die ihre Einkaufstaschen nachhause schleppten, ständig blieben sie stehen und wechselten ein paar Worte. Von jedem wußten sie, mit welcher Partei er sympathisierte, was er vor zehn Jahren gemacht hatte, sie nahmen jede Gelegenheit wahr, ihre Meinungen auszutauschen. Lenz fragte Roberto, ob die Leute wußten, daß er Kommunist sei und daß der Staat mehrere Prozesse gegen ihn führte, wegen der Anstiftung zu einer Eisenbahnblockade, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Rädelsführerschaft bei einer Fabrikbesetzung. »Natürlich wissen sie es«, antwortete Roberto, »es stand ja alles in der Zeitung drin. Aber ich bin hier aufgewachsen, mich kennt jeder, ich habe mich auch schon vor diesen Aktionen für meine Kollegen eingesetzt, und sie wissen, daß ich einer von ihnen bin. Auch wenn jetzt viele mit meinen Ansichten und mit manchem, was ich getan habe, nicht einverstanden sind, sie sagen sich, irgend etwas wird der sich schon dabei gedacht haben. Einer, den man solange kennt, kann nicht von einem Tag auf den anderen verrückt geworden sein.«

Auf den Arbeiterversammlungen wurde hauptsächlich über die täglichen Vorkommnisse im Betrieb gesprochen; Lenz wunderte sich darüber, mit welcher Wut und Rücksichtslosigkeit die Arbeiter immer wieder Entscheidungen der Gewerkschaften kritisierten, ohne daß einer der Begriffe fiel, die die Studenten propagierten, »langer Arm des Unternehmers«, und dergleichen. Lenz fragte seinen Freund, wie er diese Angriffe mit seiner Funktion als Ortsfunktionär der kommunistischen Gewerkschaft vereinbaren könne.

»Natürlich bleibe ich in der Gewerkschaft, solange es überhaupt geht«, sagte er, »warum soll ich ihnen und euch den Gefallen tun, freiwillig das Feld zu räumen. Natürlich habe ich hier mehr Schwierigkeiten als in euren Gruppen, aber ich habe auch mehr Einfluß. Wir können euch brauchen: ihr könnt uns Dinge erklären, die wir nicht verstehen, ihr habt uns Kampfformen vorgemacht, die wir schon fast vergessen hatten, ihr könnt uns helfen, Flugblätter zu schreiben, die ohne eure Hilfe nicht zustande kämen. Aber wie lange werdet ihr dabei bleiben? Eure Begeisterung für unsere Sache, woher kommt die? Ihr habt nicht die gleichen Probleme wie wir, weil ihr nicht dieselbe Arbeit machen müßt wie wir. Solange wir euren Ideen folgen, geht alles gut. Was wird aber, wenn es uns nicht mehr nützt, euren Ideen zu folgen, wenn wir euch enttäuschen müssen? Wenn wir uns über einen Erfolg freuen, der euch zu

geringfügig erscheint? Wir kennen unsere Interessen, weil wir sie täglich verteidigen müssen. Aber eure Interessen, kennen wir die? Kennt ihr sie? Worunter leidet denn ihr? Was wollt ihr für euch? Das werden wir schon merken, aber solange ich das nicht weiß, warum soll ich euch mehr trauen als einem Gewerkschaftsfunktionär, von dem ich mindestens weiß, daß er seinen Posten behalten will? Ihr gefällt mir, weil ihr mutig seid. Aber ihr verbergt irgendwas.«

Eines Morgens, als Lenz in seinem Cafe saß, um einen Capuccino zu trinken, wollte er den Kellner nach einem Kaffeelöffel fragen, den er vergessen hatte. Das Wort für Löffel fiel ihm nicht ein. Er war schon aufgestanden, um dem Kellner nachzulaufen. Aber dann erinnerte er sich, daß er schon mehrmals nach dem entsprechenden Wort gefragt hatte und daß er es jedesmal wieder vergessen hatte. Die Vorstellung, dem Kellner durch Zeichen verständlich machen zu müssen, was er wollte, war ihm in diesem Augenblick so widerwärtig, daß er zu seinem Platz zurückkehrte und mißmutig den ungezuckerten Capuccino herunterschlürfte. Er konnte einigermaßen fließend reden, in den zehn Stunden, die er täglich mit den Studenten zusammen war, hatte er gelernt, die schwierigsten Dinge auf italienisch zu sagen, ohne zu stocken, konnte er über Entfremdung, doppelte Ausbeutung, sexuelle Repression reden, aber das Wort für Kaffeelöffel wußte er immer noch nicht. Plötzlich war ihm, als säße er neben sich und sähe sich da sitzen. Die braunen Cordhosen gehörten dem Stotterer Massimo, den Mantel hatte er von einem Marxisten-Leninisten, mit dem er immer häufiger Streit bekam, den Pullover hatte eines Abends sein Arbeiterfreund aus dem Schrank geholt. »Was machst du bloß in all diesen fremden Sachen?«, fragte Lenz den, der am Tisch saß und ungezuckerten Capuccino trank.

Mittags, auf dem Weg zu einer Versammlung, wurde Lenz von zwei Herren in Anzügen angesprochen. Ob er Lenz heiße. Als Lenz die Herren nach ihrer Absicht fragen wollte, hakten sie ihn links und rechts unter. Mehr fliegend als laufend landete er in einer Seitenstraße, in einem Auto. Es handelte sich um seine Aufenthaltsgenehmigung, die Sache sei gleich erledigt. Auf der Fahrt zum Polizeipräsidium stellten die beiden Herren Lenz Fragen. Sie wußten, wer seine Freunde waren, auf welchen Versammlungen er gewesen war, welche Ansichten er geäußert hatte. Auf dem Polizeipräsidium ließ man ihn einige Stunden warten. Dann kam ein anderer Herr und legte Lenz ein mit einem Siegel versehenes Schriftstück vor. Es wurde Lenz nicht gestattet, seine Sachen zu holen oder zu telefonieren. Er wurde zur Grenze gebracht. Auf der Fahrt redete niemand mit ihm, er machte auch keinen Versuch dazu. Sie fuhr in das Gebirge, Lenz sah einen Zug nach Italien herunterfahren. Bei der raschen Fahrt durch die vielen Kurven wurde ihm schlecht. Er mußte aussteigen, sich übergeben. Danach war er plötzlich ganz klar im Kopf. Er sah ruhig hinaus, die Berge waren ihm gleichgültig, keine Erinnerung, keine Spur von Angst.

Ein paar Tage später lief er mit B. durch die alten Straßen. Was er sah, machte ihn ungeduldig. Immer noch saßen die gleichen Leute in den gleichen Cafes, immer noch die gleichen Lieder aus den Boutiquen, immer noch die gleichen Schlagzeilen in den gleichen Zeitungen, das Hochhaus des Verlegers stand immer noch. Und sonst? Die Betriebsgruppe interpretierte immer noch am gleichen Text herum, erfuhr Lenz, der Student Dieter hatte immer noch seinen strahlenden Blick, immer noch gründeten Studenten neue Parteien. » Wie und warum soll sich das denn alles verändert haben«, fragte B., »etwa deswegen, weil du nicht da warst?«

Später merkte Lenz, daß er wieder zu schnell gewesen war. Der Student Dieter hatte es satt bekommen, nachts Uhren zu reparieren, hatte im Betrieb gekündigt und bereitete sein Examen vor. War das was Neues? Immerhin. Wolfgang hatte von einem Tag auf den andern die Koffer gepackt und ohne ein Wort der Erklärung das Zimmer in seiner Wohngemeinschaft aufgegeben. Er hatte Spaß daran, sich eine eigene Wohnung einzurichten. Das Paar, das seit drei Jahren in Trennung lebte, hatte sich getrennt. Neue Gruppen waren entstanden, die auch mal Musik zusammen hörten. Lenz wurde schon neidisch, daß diese Veränderungen ohne ihn stattgefunden hatten. B. erzählte Lenz dann, er müsse von zuhause ausziehen, er habe keine Lust, Lenz das jetzt zu erklären, jedenfalls wolle er verreisen, weit weg, am liebsten nach Lateinamerika. Was Lenz denn jetzt tun wolle. »Dableiben«, erwiderte Lenz.